

Gewissensfragen.

In einem wunderschönen Frühlingsmorgen überraschte mich meine unfehlbare Freundin Sella durch eine Frage: „Sag, wie oft glaubst du, kann man ein Kleid wenden?“ Ich war etwas verwirrt. „Um,“ sprach ich bedächtig und schmalzte distret mit der Zunge, ganz genau so, wie Tante Henriette bei der Feststellung, ob die Marmelade mit Zucker oder Saccharin gesüßt ist (eine Feststellung, die, nebenbei bemerkt, nicht schwer ist, denn alle Marmelade, die die Wadere nicht selbst eingekocht hat, ist grundsätzlich mit Saccharin bereitet). „Um,“ sagte ich also langsam, „so fünf- bis sechsmal, denke ich.“ — „Unsinn,“ antwortete Sella wie gewöhnlich, wenn sie nicht „lächerlich!“ sagt. „Unsinn! Ich habe es doch erst einmal gewendet, abgesehen von der Zeit, wo es noch weiß war. Außerdem ist es doch ein haariger Stoff.“ Ich mache dem haarigen Stoff meine ehrfürchtvolle Verbeugung und spreche andächtig die Vermutung aus, daß er sich auch kämmen lassen würde. Sella lächelt geringschätzig und setzt ihr Selbstgespräch mit mir fort: „Schließlich — heutzutage ist zweimal wenden gar nichts, der Stoff erholt sich doch inzwischen.“ Ich nicke, als wollte ich meinen Kopf herunterbeuteln, und wir beschließen einstimmig, daß das gewendete und gefärbte Mantelkleid unbedingt eine dritte Jugend erleben müsse. Das war aber nur der Auftakt. Entweder habe ich in dieser Affäre so glänzende Geistesgaben an den Tag gelegt, oder meine Freunde haben auf andere Art mein wirtschaftliches und sonstiges Genie entdeckt. Vielleicht liegt auch, wenn ich so sagen darf, ein gewisses Anlehnungsbedürfnis in der Luft. Kurz, ich werde seit diesem Tag befragt. Manchmal kann ich sogar mehr als „ja“ oder „nein“ antworten. Das sind stolze Augenblicke.

Es ist nicht immer leicht, dieses Vertrauen zu rechtfertigen. Auch sehr zungen- und überhaupt gewandte Hausfrauen kommen in Verlegenheit, wenn man ihnen Fragen vorlegt, wie: „Gast du eigentlich Himbeersaft lieber, der nach Kölner Wasser, oder solchen, der nach Pfefferminz schmeckt?“ Kölner Wasser und Pfefferminz sind sehr angenehme Dinge, aber wenn ich aus der Tiefe meines Empfindens antworten sollte, würde ich gestehen, daß ich eine Vorliebe für Himbeersaft habe, der nach Himbeeren schmeckt. Ich weiß, das ist altmodisch, und es ist an der Zeit, mit alten Vorurteilen zu brechen. Daher erwidere ich kühl: „Ja, weißt du, eigentlich ist mir der Himbeersaft am liebsten, der nach Koffinkur schmeckt. Das ist so pikant.“ Die Fragerin nickt beifällig; wir sind einig, wie selten zuvor.

Herausfordernden Schrittes präsentieren meine Bekannten ihren neuen Frühlingsjähmuck vor uns. „Würden Sie glauben, daß dieser Gutaufputz aus zwei alten Krawatten meines Mannes entstanden ist?“ fragt mich die grünblonde Frau Katharina, geborne Ritty, gewesene Daisy, und funkelte kriegerisch mit ihren dunklen Augen. Ich kann die Frage mit gutem Gewissen verneinen. Ich hätte mir von dieser Vergangenheit des besagten Koffinschmuckes nie etwas träumen lassen, war ich doch stets der Meinung, er sei aus zerfaserten Staubwischbüchern hergestellt und von einer „Marette“ benannt, ausgedienten Hosenräucherhülle zusammengehalten. Da ich mich jedoch weise mit der Feststellung bequäme, kein Mensch würde je daran denken, hinter dieser Masche eine Krawattenleiche zu suchen, nickte Frau Katharina mir freundlich zu und sagte wohlwollend: „Nein, wie Sie praktisch geworden sind durch den Krieg!“

In ungeachtete Abarinde des menschlichen Seelen- und Toilettenraffinements wird man mitunter durch Gewissensfragen seiner Bekannten eingeführt. „Ich weiß wirklich nicht,“ heißt es da nachdenklich, „ob ich mir mein neues Leinenkostüm aus einem Doppelleintuch oder aus dem zwölfberöngigen Damastkoffeetuch machen lassen soll.“ Ich kann mir für ein Doppelleintuch kein schöneres Schicksal denken, als zu einem blauen Leinenkleid verarbeitet zu werden. Auch eigentlich kein selbstverständlicheres. Was sollte man sonst wohl mit Leintüchern beginnen? Nur dazu haben unsere Mütter sie uns so reichlich in die Aussteuer gestiftet, und daß die „Künstler“-Vorhänge des Bauernzimmers von hornberein keine

andere Bestimmung und keinen höheren Lebenszweck hatten, als einen Leinenmantel abzugeben, ist selbstverständlich. Etwas Gewissensbisse sind im Nu durch den Hinweis zu beschwichtigen, daß ja nach dem Kriege Textilwaren bekanntlich so spottbillig sein werden, daß man das Fehlende mit Leichtigkeit ersetzen kann.

Ebenso einfach erledigt sich die gegenwärtig epidemische Frage: „Was soll man eigentlich jetzt lesen?“ Ohne Bestimmen empfehle ich Goethe. Besonders „Wilhelm Meisters Wanderjahre“. Dieser Ratsschlag bietet doppelte Vorteile. Zunächst macht sich Goethe immer gut. Dann aber wird es niemand wagen, eine Frage danach zu tun. Das ist sehr angenehm. Den anderen schadet der Ratsschlag auch nicht das mindeste. Denn selbstverständlich denken sie nicht im entferntesten daran, ihn zu befolgen.

Die schwierigsten und heikelsten aller Gewissensfragen sind derzeit aber die Fragen nach den Eiern und nach dem Sommerplan. Heiße Gebete habe ich oft gen Himmel geschickt, eine, eine einzige meiner Cousinen und Freundinnen, einer, ein einziger meiner hochgebildeten Professorenfreunde möge mich nach meinem Verhältnis zu Gott, zum Spiritismus, nach meiner Ansicht über die Unsterblichkeit der Seele oder über die Verbrecheranlage im Menschen befragen. Es nützt nichts. Kaum sitzt man beisammen, kann hat man die wichtigsten seelischen Ergebnisse der letzten Woche, den Spinatüberfluß und das rumänische Schweinefleisch gestreift, so heißt es auch schon: „Na, wo wirst du heuer deine Eier zum Einlegen beziehen?“ Da ich das selbstverständlich ebenso wenig weiß wie die Fragernde, gebe ich der Vermutung Ausdruck, man müsse zu diesem Zwecke die Kalkalpengebirge betreten. Der dortige kalkhaltige Boden sei der Entwicklung der Eierchalen sehr günstig und befördere in erstaunder Weise die Vegetabilität der Hennen. Es sei nur logisch... Der wissenschaftliche Vortrag interessiert wenigstens die Herren und lenkt sie ab. Die Diskussion gestaltet sich ungemün lebhaft, wird aber plötzlich durch die Frage unterbrochen: „Und was soll man heuer im Sommer tun?“ Wir alle wissen ganz genau, was man tun „soll“. Ein eisiges Schweigen entsteht. Dann erheben sich schüchtern Stimmen. Alle Sätze beginnen mit: „Wenn ich nicht...“ und enden: „dann bliebe ich ganz bestimmt in Wien.“ Das ist unter allen Umständen das Beste, was man tun kann. Wir sind in diesem Punkt alle einig: Wien ist die schönste, die gesündeste, die gemütlischste Sommerfrische. Die Herren werden immer gerührter. Sie sprechen vom „stillen Heim“ und „tranken Freundeskreis“. Im schlimmsten Fall zittern sie die „Glocke“. Aber meistens beginnen sie, noch ehe es so weit kommt, schon dem Geschieß zu fluchen, das sie, just sie, von dieser Seligkeit für heuer ausgeschlossen hat. Die dazu gehörigen Damen nickten traurig, der Reihe nach.

Auch ich kann diese Stimmung verstehen. Es kann kein Zweifel darüber walten, daß Wien heuer die anziehendste Sommerfrische darstellt. Man muß mir die Scherereien bedenken, die man sich erspart, den Neger, die Unannehmlichkeit. Und das steht fest: Keine zehn Pfende brächten mich heuer aus Wien hinaus. Wenn ich nicht...
Kara Mautner.